

Sagenhaftes Wattenmeer

Legenden und Sagen aus den drei Wattenmeerländern

*Zum Lesen, Vorlesen und Weitererzählen
auf Klassenfahrten im Wattenmeer oder
im wattenmeerkundlichen Unterricht*



Der Schimmelreiter

Der Schimmelreiter,

hier in einer Zusammenfassung wiedergegeben, ist die bekannteste Novelle des norddeutschen Dichters und Lyrikers Theodor Storm (1817-1888). Die Geschichte, in deren Zentrum der fiktive Deichgraf Hauke Haien steht, basiert auf einer Sage, mit der Storm sich über Jahrzehnte befasste.

Vor langen, langen Jahren geschah es einmal, dass nach einem strengen Froste im Februar plötzlich starkes Tauwetter einsetzte. Dazu gesellte sich ein furchtbarer Nordwest, der die grimmen Wogen mit gewaltigen Eismassen gegen den Eiderstedter Deich trieb. Die Einwohner sahen voll Angst dem kommenden Unglück entgegen. In der Nacht war der Deichgraf auf seinem Schimmel mit den Deichleuten zu einer gefährdeten Stelle geritten und gab ruhig und wohlüberlegt seine Befehle. Aber ob viele fleißige Menschenhände gleich rastlos arbeiteten, um einen Deichbruch zu verhindern, so musste der Deichgraf doch erkennen, dass das Mühen auf die Dauer vergeblich war. Er befahl, in einiger Entfernung den Deich durchzustechen und die Wogen freiwillig einzulassen, damit kein größeres Unheil angerichtet würde. Die Deichleute waren starr vor Entsetzen und weigerten sich; da fuhr er sie zornig an: „Ich trage die Verantwortung, und ihr habt zu gehorchen.“ Mürrisch führten sie den Befehl aus, aber als die See brausend durch den Deich brach und immer größere Landflächen bedeckte, flammte der Zorn der Friesen auf, und sie bedrohten den Deichgrafen mit schrecklichen Verwünschungen. Der aber gab seinem Schimmel die Sporen, und Roß und Reiter stürzten in die Brake hinab und wurden nicht mehr gesehen. Als bald schlossen mächtige Eisschollen den Durchstich, auch legte sich der Sturm, und die Wasser traten langsam zurück. Später haben nächtliche Wanderer einen Reiter auf einem Schimmel aus dem Bruch hervorkommen sehen. Das ist der Deichgraf, der noch immer an stürmischen Tagen wiedergeht und den Deich entlang reitet, als wolle er die Menschen vor einem nahen Unglück warnen.

Theodor Storm

Der Schimmelreiter



Meeresstrand

„Meeresstrand“

von Theodor Storm (1817-1888) entstand vermutlich 1853 während eines Aufenthaltes Storms in Potsdam, in Gedanken an seine Heimat Nordfriesland. Storms Geburtsstadt Husum, die nordfriesische Küste sowie die Inseln und Halligen sind Schauplätze vieler weiterer Erzählungen (u.a. „Der Schimmelreiter“) und Gedichte des norddeutschen Schriftstellers und Lyrikers.

Ans Haff nun fliegt die Möwe,
Und Dämmerung bricht herein;
Über die feuchten Watten
Spiegelt der Abendschein.

Graues Geflügel huschet
Neben dem Wasser her;
Wie Träume liegen die Inseln
Im Nebel auf dem Meer.

Ich höre des gärenden Schlammes
Geheimnisvollen Ton,
Einsames Vogelrufen -
So war es immer schon.

Noch einmal schauert leise
Und schweigt dann der Wind;
Vernehmlich werden die Stimmen,
Die über der Tiefe sind.

Theodor Storm

Meeresstrand



Wattwurms Erwachen

Mitten in der dunklen Nacht
ist der Wattwurm aufgewacht.

Das Watt lag still, er fragte sich:
„Herrjemineh, was weckte mich?

War es des Mondes trübes Licht?
Nee, das war es sicher nicht.

War es des Leuchtturmwärters Singen?
Das kann nicht bis hier draußen dringen.

War es der Deich mit seinen Schafen?
Nein, dabei kann ich prima schlafen.

War es des Austernfischers Schrei?
Quatsch, der wär´ mir einerlei.

War es der Ruf des Kabeljaus?
Nee, ich glaub, das schließ´ ich aus.

Ist eine Scholle am verrecken?
I wo, das würde mich nicht wecken.

Dann war es etwa gar der Butt?
Der macht den Schlaf mir nicht kaputt.

So keift der Aal des Nachts durch´s Watt?
Ach was, den überhör´ ich glatt.

Oder der Hummer, der oft stöhnt?
An den hab´ ich mich längst gewöhnt.

Es war nicht Dorsch, auch Flunder nicht,
Und ich bin müde im Gesicht.

Doch drunt´ im Bauch spür ich ´ne Ecke,
denn mit dem Sand fraß ich ´ne Schnecke.

Dann wird´s wohl Magengrimmen sein!“
Dacht´ sich der Wattwurm –
Und schlief ein.

Heinz Erhardt

Wattwurms Erwachen



Das Licht der treuen Schwester

Das Licht der treuen Schwester

An einem Ufer der Hayenshallig nordöstlich von Hooge
wohnte einsam in einer Hütte eine Jungfrau. Vater und
Mutter waren gestorben, und der Bruder war fern auf der
See. Mit Sehnsucht im Herzen gedachte sie der Toten und des
Abwesenden und harrete seiner Wiederkehr.

Als der Bruder Abschied nahm, hatte sie ihm versprochen, all-
nächtlich ihre Lampe ans Fenster zu setzen, damit, das Licht,
weithin über die See schimmernd, wenn er heimkehre, ihm
sage, dass seine Schwester Elke noch lebe und seiner warte.
Was sie versprochen, das hielt sie. An jedem Abend stellte sie
die Lampe ans Fenster und schaute Tag und Nacht auf die See
hinaus, ob nicht der Bruder käme.

Es vergingen Monde, es vergingen Jahre, und noch immer
kam der Bruder nicht. Elke ward zur Greisin. Und immer
saß sie noch am Fenster und schaute hinaus, und an jedem
Abend stellte sie die Lampe aus und wartete. Endlich war es
bei ihr dunkel und das gewohnte Licht erloschen. Da riefen
die Nachbarn einander zu: „Der Bruder ist gekommen“, und sie
eilten ins Haus der Schwester. Da saß sie da, tot und starr ans
Fenster gelehnt, als wenn sie noch hinausblickte, und neben
ihr stand die erloschene Lampe.



Nis Randers

Krachen und Heulen und berstende Nacht,
Dunkel und Flammen in rasender Jagd –
Ein Schrei durch die Brandung!

Und brennt der Himmel, so sieht man's gut:
Ein Wrack auf der Sandbank! Noch wiegt es die Flut;
Gleich holt sich's der Abgrund.

Nis Randers lugt – und ohne Hast
Spricht er: „Da hängt noch ein Mann im Mast;
Wir müssen ihn holen.“

Da fasst ihn die Mutter: „Du steigst mir nicht ein:
Dich will ich behalten, du bliebst mir allein,
Ich will's, deine Mutter!

Dein Vater ging unter und Momme, mein Sohn;
Drei Jahre verschollen ist Uwe schon,
Mein Uwe, mein Uwe!“

Nis tritt auf die Brücke. Die Mutter ihm nach!
Er weist nach dem Wrack und spricht gemach:
„Und seine Mutter?“

Nun springt er ins Boot und mit ihm noch sechs:
Hohes, hartes Friesengewächs;
Schon sausen die Ruder.

Boot oben, Boot unten, ein Höllentanz!
Nun muss es zerschmettern ...! Nein, es blieb ganz...!
Wie lange? Wie lange?

Mit feurigen Geißeln peitscht das Meer
Die menschenfressenden Rosse daher;
Sie schnauben und schäumen.

Wie hechelnde Hast sie zusammenzwingt!
Eins auf den Nacken des andern springt
Mit stampfenden Hufen!

Drei Wetter zusammen! Nun brennt die Welt!
Was da? – Ein Boot, das landwärts hält –
Sie sind es! Sie kommen!

Und Auge und Ohr ins Dunkel gespannt...
Still – ruft da nicht einer? – Er schreit's durch die Hand:
„Sagt Mutter, 's ist Uwe!“

Nis Randers

ist eine im Jahr 1907 erschie-
nene Ballade des deutschen
Dichters Otto Ernst.

Das vor allem an der Nord-
seeküste bekannte Gedicht
schildert in dramatischen
Worten den Verlauf einer
Rettungsaktion in der Früh-
zeit der Seenotrettung.

Der Seenotrettungskreuzer
Nis Randers der DGzRS
(Deutsche Gesellschaft zur
Rettung Schiffbrüchiger)
wurden nach der Hauptfigur
benannt.

Otto Ernst

Nis Randers



Der Halligmatrose

„Kapitän, ich bitt' euch, lasst mich fort,
O lasset mich frei, sonst lauf ich von Bord,
Ich muss heim, muss heim nach der Hallig!
Schon sind vergangen drei ganze Jahr',
Dass ich stets zu Schiff, dass ich dort nicht war,
Auf der Hallig, der lieben Hallig.“

„Nein, Jasper, nein, das sag' ich dir,
Noch diese Reise machst du mit mir,
Dann darfst du gehn nach der Hallig.
Doch sage mir, Jasper, was willst du dort?
Es ist ein so öder, armseliger Ort,
Die kleine, die einsame Hallig.“

„Ach, mein Kapitän, dort ist's wohl gut,
Und an keinem Ort wird mir so zumut,
So wohl wie auf der Hallig.
Doch mein Weib hat um mich manch traurige Nacht;
Hab' so lang' nicht gesehen, wenn mein Kind mir gelacht,
Und Haus und Hof auf der Hallig.“

„So höre denn, Jasper, was ich dir sag':
Es ist gekommen ein böser Tag,
Ein böser Tag für die Hallig:
Eine Sturmflut war wie nie vorher,
Und das Meer, das wild aufwogende Meer,
Hoch ging es über die Hallig.“

Doch sollst du nicht hin, vorbei ist die Not,
Dein Weib ist gestorben, dein Kind ist tot,
Ertrunken beid' auf der Hallig.
Auch die Schafe und Lämmer sind fortgespült,
Auch dein Haus ist fort, deine Wurt zerwühlt;
Was wolltest du tun auf der Hallig?“

„Ach Gott, Kapitän, ist das geschehn?
Alles soll ich nicht wiedersehn,
Was lieb mir war auf der Hallig?
Und ihr fragt mich noch, was ich dort will tun?
Will sterben und im Grabe ruhn
Auf der Hallig, der lieben Hallig.“

Trutz, Blanke Hans

H

Heut bin ich über Rungholt gefahren,
die Stadt ging unter vor sechshundert Jahren.
Noch schlagen die Wellen da wild und empört
wie damals, als sie die Marschen zerstört.
Die Maschine des Dampfers schütterte, stöhnte,
aus den Wassern rief es unheimlich und höhnte:
Trutz, Blanke Hans!

Von der Nordsee, der Mordsee, vom Festland geschieden,
liegen die friesischen Inseln im Frieden,
und Zeugen weltenvernichtender Wut,
taucht Hallig auf Hallig aus fliehender Flut.
Die Möwe zankt schon auf wachsenden Watten,
der Seehund sonnt sich auf sandigen Platten.
Trutz, Blanke Hans!

Mitten im Ozean schläft bis zur Stunde
ein Ungeheuer, tief auf dem Grunde.
Sein Haupt ruht dicht vor Englands Strand,
die Schwanzflosse spielt bei Brasiliens Sand.
Es zieht, sechs Stunden, den Atem nach innen
und treibt ihn, sechs Stunden, wieder von hinnen.
Trutz, Blanke Hans!

Doch einmal in jedem Jahrhundert entlassen
die Kiemen gewaltige Wassermassen.
Dann holt das Untier tiefer Atem ein
und peitscht die Wellen und schläft wieder ein.
Viel tausend Menschen im Nordland ertrinken,
viel reiche Länder und Städte versinken.
Trutz, Blanke Hans!

Im Jahre 1362 ereignete sich die sogenannte Marcellusflut, auch als „Erste Große Manndränke“ bezeichnet. Damals war das heutige Wattgebiet in Nordfriesland noch dicht besiedelt und in der Nähe der heutigen Hallig Südfall lag der Handelsort Rungholt. Er wurde ebenso wie weite Teile der umliegenden Marschen von der Flut zerstört. Die Sage berichtet, dass der Übermut und die Gottlosigkeit der Rungholt-Leute die Ursache für die verheerende Flut gewesen seien. Nur der Prediger der Stadt und zwei Jungfrauen hätten den Fluten entrinnen können.

Mit dem Namen „Blanke Hans“ bezeichnen die Halligleute noch heute die Nordsee.

Rungholt ist reich und wird immer reicher,
kein Korn mehr faßt selbst der größte Speicher.
Wie zur Blütezeit im alten Rom
staut hier alltäglich der Menschenstrom.
Die Sänften tragen Syrer und Mohren,
mit Goldblech und Flitter in Nasen und Ohren.
Trutz, Blanke Hans!

Auf allen Märkten, auf allen Gassen
lärmende Leute, betrunkene Massen.
Sie ziehn am Abend hinaus auf den Deich:
„Wir trutzen dir, Blanker Hans, Nordseeteich!“
Und wie sie drohend die Fäuste ballen,
zieht leis aus dem Schlamm der Krake die Krallen.
Trutz, Blanke Hans!

Die Wasser ebbten, die Vögel ruhen,
der liebe Gott geht auf leisesten Schuhen,
der Mond zieht am Himmel gelassen die Bahn,
belächelt den protzigen Rungholter Wahn.
Von Brasilien glänzt bis zu Norwegs Riffen
das schlafende Meer wie Stahl, der geschliffen
das Meer wie schlafender Stahl, der geschliffen.“
Trutz, Blanke Hans!

Und überall Friede, im Meer, in den Landen.
Plötzlich, wie Ruf eines Raubtiers in Banden:
das Scheusal wälzte sich, atmete tief
und schloß die Augen wieder und schlief.
Und rauschende, schwarze, langmähnige Wogen
kommen wie rasende Rosse geflogen.
Trutz, Blanke Hans!

Ein einziger Schrei- die Stadt ist versunken,
und Hunderttausende sind ertrunken.
Wo gestern noch Lärm und lustiger Tisch,
schwamm andern Tags der stumme Fisch. ---
Heut bin ich über Rungholt gefahren,
die Stadt ging unter vor sechshundert Jahren.
Trutz, Blanke Hans?

Detlev von Liliencron

Trutz, Blanke Hans



Wie die Nordsee entstanden ist

Der dänische König in Jütland war gegen Westen gefahren und hatte die Königin Garhöven von England heftig umworben. Dreimal kam er mit Schiffen und Geschenken und versprach ihr die Ehe. Dann aber verliebte er sich in eine junge Schöne seines eigenen Volkes und prellte die ferne Verlobte. Dafür wollte die Königin Garhöven den König büßen lassen und befahl siebenhundert Mann, die schöne Landschaft zwischen England und Frankreich wegzuschaufeln. Als nach sieben Jahren Arbeit die Fluten vom Ärmelkanal her durch den großen Graben in die Nordsee brachen, ertranken viele tausend Menschen von der Elbe bis hinauf nach Schweden. Garhöven, die von einer Insel aus dem Wassereinbruch zusehen wollte, wurde mitgerissen, untreue König aber verstoßen und sein Name verflucht.

Wie der Grütztopf in das friesische Wappen kam

Die Friesen waren einst im Kriege mit den Dänen. In einer Schlacht gerieten sie in Unordnung und flohen. Die friesischen Weiber, welche im Lager eben Brei kochten, ergriffen die Grütztöpfe, als sie ihre Männer so feige sahen, und gingen damit dem Feinde entgegen.

Rechts und links flog nun der heiße Brei den Dänen um die Ohren. Sie verwunderten sich anfangs und lachten: aber als die Friesen die Kühnheit ihrer Frauen sahen, kehrten sie von Scham erfüllt um und begannen die Schlacht von neuem. Da kam die Reihe des Fliehens an die Dänen, und es hieß später, die friesischen Weiber hätten die Dänen mit dem Breitopf in die Flucht geschlagen, die Männer aber ihn aus Dankbarkeit in das friesische Wappen aufgenommen.



Die ursprüngliche Form
der Sage beschreibt einen Kampf der Friesen auf Sylt gegen ein Zwergenvolk auf der Heide. Als die Friesen auf verlorenem Posten standen, kamen ihnen die Sylter Frauen mit ihren Töpfen voll Grütze zu Hilfe. Sie warfen den heißen Brei auf die überraschten Zwerge, so dass sich das Schlachtglück zugunsten der Friesen wendete.

Benno Butendiek

Im 16. Jahrhundert lebte auf Nordstrand ein Mann namens Benno Butendiek, reich an Geld, Vieh und Land. Aber sein Reichtum war nicht auf ehrliche Weise erworben. Notleidenden Bauern lieh er Geld; aber selbst für nur wenige Taler verlangte er als Pfand das Land der Bauern. Wurde die Rückzahlungsfrist überschritten, so eignete er sich unverzüglich das verpfändete Gut an. Unmündige und Waisen betrog er um ihr Hab und Gut, und auch das Land der Kirche war vor seinen Machenschaften nicht sicher.

Eines Tages war Benno Butendiek tot. Er wurde, weil er ein reicher Mann gewesen war, mit großer Pracht und mit allen Ehren in einer gemauerten Gruft im Kirchenschiff begraben.

Doch in der Nacht nach dem Begräbnis hörten Küster und Nachbarn einen großen Lärm in der Kirche. Sie sprangen aus den Betten und eilten zur Kirchentür; aber niemand getraute sich, die Tür zu öffnen.

„Nun holt der Teufel seine Seele“, erklärte jemand flüsternd, und da zog sich einer nach dem anderen scheu in sein Haus zurück. Als am nächsten Morgen die Kirchentür geöffnet wurde, sah man, dass die Gruft zwar aufgebrochen, der Sarg mit dem Leichnam aber noch vorhanden war.

In der folgenden Nacht brach der Lärm von neuem los, wieder tobte es in der Kirche. Alle Priester der Insel wurden zum Gebet zusammengerufen, aber nichts half. Der Lärm wiederholte sich drei Stunden in jeder Nacht.

Da gab eine alte Frau den Rat, die Leiche aus dem Sarg zu holen und im Watt zu versenken. Der Scharfrichter von Husum erschien und vergrub den Toten draußen vor dem Deich. Mitten durch den Körper wurde ein Pfahl gerammt, und man nagelte ein Kreuzbrett an das Holz, um den Teufel zu bannen. Mit dem Tag war es im Ort wieder ruhig.

Der Pfahl stand noch lange im Watt; erst spät brach er in einem Sturm und wurde von der Flut hinweggespült.

Die niedrigen Türen

Zu den baulichen Besonderheiten älterer Hallighäuser zählen die niedrigen, oft verzierten Türen mit ihren hübsch gemauerten Rundbögen. Die Legende erzählt, dass diese besondere Art Türen nach einem Streit zwischen Friesen und Dänen entstanden war.

Das Gebiet der Uthlande mit den nordfriesischen Inseln und Halligen gehörte bis 1864 zu Dänemark bzw. zum Herzogtum Schleswig, das in Personalunion mit Dänemark verbunden war. Die Friesen der Uthlande waren dem dänischen König steuerpflichtig und wurden deshalb „Königsfriesen“ genannt. Wegen der Abgaben kam es jedoch mehrfach zu Aufständen, die zum Teil mit militärischer Macht niedergeschlagen wurden.

Die Dänen hatten einst gesiegt und verlangten von den Unterlegenen ein tägliches Zeichen ihrer Unterwürfigkeit. Am geeignetsten dafür erschien der Bau von niedrigen Türen an den Nordseiten der Häuser. Denn dann mussten die stolzen Friesen, wenn sie aus dem Haus gingen, stets den Nacken beugen, um sich nicht zu stoßen; und sie beugten sich nach Norden, nach Dänemark.

Am Monde vorbei

Zwischen Husum und den Halligen war ein kleines Frachtschiff unterwegs. Es war Nacht. Der Mond schien hell, und eine leichte, südöstliche Brise füllte die Segel und treib das Schiff zügig voran.

Der Schiffer stand hinter dem Ruder, spuckte ab und zu seinen Priem in die vorbeirauschende See und starrte schweigend in die Nacht. Der Schiffsjunge Jan rumorte in der Kajüte. Da rief der Schiffer den Jungen herauf und sagte: „Ich will noch'n bisschen zum Essen und Trinken machen; übernimm mal das Ruder und fahr geradeaus weiter, immer in Richtung auf den Mond zu, dann bist du richtig.“

Der Schiffer verschwand in der Kajüte, wo er emsig mit Kesseln und Töpfen hantierte. Als eine halbe Stunde vergangen war, bemerkte er, dass das Plätschern der Wellen an der Luvseite des Schiffes verstummt war und dass das Schiff mit dem Seegang fuhr. Hatte der Wind sich gedreht?

Das Ganze kam ihm verdächtig vor. Er steckte seinen Kopf aus der Luke und rief: „Jan, was ist los? Fährst du nicht mehr auf den Mond zu?“

Der Schiffsjunge antwortete: „Der Mond? Daran bin ich längst vorbei!“

Der rote Haubarg

An der Landstraße, nicht weit von Witzwort, steht ein großer stolzer Hof, der Rote Haubarg; der hat der Sage nach neunundneunzig Fenster. Vor Zeiten stand hier ein kleines, elendes Haus, und ein armer, junger Mann wohnte darin, der in die Tochter des reichen Schmieds, seines Nachbarn gegenüber, verliebt war. Das Mädchen und die Mutter waren ihm auch gewogen; doch der Vater wollte nichts davon wissen, weil der Freier so arm war. In der Verzweiflung verschrieb er seine Seele dem Teufel; wenn er ihm in einer Nacht bis zum Hahnenschrei ein großes Haus bauen könnte.

In der Nacht kam der Teufel, riss das alte Haus herunter und blitzschnell erhuben sich die neuen Mauern. Vor Angst konnte der junge Mann es nicht länger auf dem Bauplatze aushalten; er lief hinüber in des Schmieds Haus und weckte die Frauen, wagte aber nun nicht zu gestehen, was ihm fehle. Doch als die Mutter einmal zum Fenster hinaussah und mit einem Male ein großes Haus erblickte, dessen Dach eben gerichtet ward, da musste er bekennen, dass er aus Liebe zu dem Mädchen seine Seele dem Teufel verschrieben habe, wenn er, ehe der Hahn krähe, mit dem Bau fertig würde.

Schnell lief die Mutter in den Hühnerstall, schon waren 99 Fenster eingesetzt und nur noch das Hundertste fehlte: Da ergriff sie den Hahn, schüttelte ihn, und er krächte laut. Da hatte der Teufel sein Spiel verloren und fuhr zum Fenster hinaus. Der Schmied aber gab seine Tochter nun dem jungen Mann, dessen Nachkommen noch auf dem Roten Haubarg wohnen. Aber, die hundertste Scheibe fehlt noch immer, und so oft man sie auch am Tage eingesetzt hat, so wird sie doch nachts wieder zerbrochen.

Der „Haubarg“ ist das typische Bauernhaus der Halbinsel Eiderstedt. Der Begriff bezeichnet eine Stätte zum Bergen (Stapeln) von Heu. Mensch und Tier lebten in Haubargen jahrhundertlang unter einem Dach, wenn auch in getrennten Räumen.

Der „Rote Haubarg“ ist ein historischer Bauernhof aus dem 17. Jahrhundert, der noch heute auf Eiderstedt steht und neben einem Restaurant ein heimatkundliches Museum beherbergt. Entgegen seinem Namen ist er jedoch nicht rot, sondern weiß.

Die Rungholtsage

Zwei Männer, so erzählt die Sage, machten sich eines Nachts auf den Weg und weckten den Priester des Ortes aus dem Schlaf. Sie berichteten ihm von einem Kranken, der auf dem Sterbebett liege und die letzte Ölung verlange. Der Priester folgte den Männern, aber statt des Sterbenden fand er ein trunken gemachtes Schwein im Bett. Die beiden Männer, die den Priester geholt hatten, brachen in schallendes Gelächter aus. Als sie noch überlegten, ob sie den Priester wie besprochen in die Jauchegrube tauchen sollten, raffte dieser zornig seine Sachen zusammen und rannte aus dem Haus.

Auf dem Heimweg wurde er jedoch von Zechern angehalten und trotz Gegenwehr in ein nahes Wirtshaus gezogen. Hier sollte er erzählen, wo er sich noch so spät in der Nacht herumgetrieben habe. Die Männer nahmen sein Kästchen mit den Sakramenten, gossen Bier hinein und sagten, wenn Gott Durst habe, könne er nun mittrinken. Der Priester lief, vor Wut und Erbitterung zitternd, in die Kirche und beschwor Gott, über Rungholt, über Schuldige und Unschuldige, ein Strafgericht zu halten.

Noch in der gleichen Nacht begann es zu stürmen, und der Priester, von einer überirdischen Stimme gewarnt, verließ mit seinem Hausmädchen und zwei Jungfrauen die Stadt, um sich in eine hochgelegene Kirche in Eiderstedt zu retten. Der Ort mit allem umliegenden Land verschwand völlig in einer einzigen Nacht. Kirchtürme und Glockenstühle sanken auf den Grund, und noch lange Zeit hörte man an windstillen Tagen die vom Tidenstrom bewegten Glocken in der Tiefe läuten.

Eine der Jungfrauen, die mit dem Priester aus Rungholt floh, heiratete später. Ihr Geschlecht, das der Boyens, soll noch heute bestehen.

Im Wattgebiet um die Hal lig Südfall hat vor langer Zeit der legendäre Ort Rungholt gelegen. Rungholt versank im Januar des Jahres 1362 in einer furchtbaren Flut, die den Namen „Die große Manndränke“ erhielt. Diese Flut zerstörte nicht nur Rungholt, sondern leitete auch die Zerstörung der „Uthlande“ ein, der großen zusammenhängenden Marschenflächen im Raum des heutigen Halligmeeres. Nach Überlieferungen sollen längs der Nordseeküste etwa 200 000 Menschen ertrunken sein.

Ob Rungholt tatsächlich eine blühende Handelsstadt war, wie in den Sagen geschildert, oder nur ein bedeutsamer Hafenort, blieb auch nach der Entdeckung von Rungholts Spuren im Watt in den 1930iger Jahren im Dunkeln



Die Strafe

Zwischen der Insel Föhr und der Hallig Langeneß gibt es heute einen breiten, tiefen Wattenpriel: die Norderaue. Noch vor wenigen hundert Jahren lagen Föhr und Langeneß sehr nahe beisammen, nur durch einen kleinen Wasserlauf getrennt. In der Mitte des Wassers lag ein Pferdeschädel, über den man während der Ebbezeit von Ufer zu Ufer treten konnte.

Einmal kam ein Mädchen von Langeneß mit einem Korb voller Brote von Föhr zurück. Es konnte den Pferdekopf nicht gleich finden und warf deshalb kurzerhand einen Brotlaib in den Priel, um trockenen Fußes hinüberzukommen.

Da erzürnte sich der Himmel. Es fing an zu stürmen, und die See riss das Land weg, so dass bald ein tiefer Strom und kilometerweites Watt die Insel Föhr von der Hallig trennte.

Die Pharisäer waren eine theologische Ausrichtung im antiken Judentum.

Im Neuen Testament werden Vertreter der Pharisäer in polemischer Weise als Heuchler kritisiert und herabgewürdigt. Dieses Prädikat ist in vielen Ländern mit christlicher Tradition umgangssprachlich für den Selbstgerechten oder Heuchler tradiert worden.

Der erste „Pharisäer“

Vor über hundert Jahren, in der Zeit zwischen 1865 und 1874, fand in einem Bauernhaus auf Nordstrand eine Kindtaufe statt. Nachdem der Pastor die Amtshandlung vollzogen hatte, nahmen die Gäste und auch der Pastor an der traditionellen Kaffeetafel teil. Es ging dort recht gemütlich zu, und der Pastor dehnte seinen Besuch deswegen länger als gewöhnlich aus.

Da immer nur Kaffee gereicht wurde, wollte der Bauer seinen Gästen gerne ein Getränk mit mehr anregender Wirkung servieren. Es geizte sich aber in der damaligen Zeit nicht, in Gegenwart des Geistlichen schärfere Getränke zu verabreichen. Der Gastgeber jedoch meisterte trotzdem die Situation. Es ging in die Küche und wies das Küchenmädchen an, die Kaffeetassen nicht mehr ganz so vollzuschenken, dafür aber zwei bis drei Stücke Zucker und einen Schuss Rum hinzugeben. Damit der Rum aber nicht zu rieche sei, solle sie den Rum-Kaffee mit einer guten Sahneschicht abdecken. Nur die Tasse des Pastors dürfe keinen Rumzusatz haben.

Es klappte alles wie besprochen, und die Unterhaltung wurde zunehmend lebhafter. Das Unglück jedoch wollte es, dass der Bedienung ein Fehler unterlief, indem die Tassen versehentlich verwechselt wurden, so dass auch der Pastor Kaffee mit Rum bekam. Er kostete, erkannte sofort die Zusammenhänge, blickte in die Runde und sagte schmunzelnd: „So, nun weiß ich Bescheid, ihr Pharisäer.“

Nach diesem Vorkommnis wurde der Kaffeepunsch mit der dicken Sahneschicht oft probiert. Der Name „Pharisäer“ für dieses Getränk ergab sich dann von ganz alleine.

Martje Floris

In Eiderstedt hat man die Sitte, bei jedem frohen Mahle „Martje Floris Gesundheit“ auszubringen und darauf anzustoßen und zu trinken; das ist wahrlich eine gute Sitte, die sich auch schon über die Grenzen der Landschaft verbreitete und nimmer sollte vergessen werden.

Als nämlich Tönningen im Jahre 1700 belagert ward, hatte eine Gesellschaft von feindlichen Offizieren auf einem Hofe in Cathrinenheerd Quartier genommen und wirtschaftete nun da arg. Sie ließen Wein auftragen, setzten sich an den Tisch und zechten und lärmten, ohne auf die Hausleute viel zu achten, als wären sie selber die Herren. Martje Floris, die kleine zehnjährige Tochter vom Hause, stand dabei und sah mit Unwillen und Bedauern dem Treiben zu, weil sie der Trübsal ihrer Eltern gedachte, die ein solches Leben in ihrem Hause dulden mussten. Da forderte endlich einer der übermütigen Gäste das Mädchen auf, heranzukommen und auch einmal eine Gesundheit auszubringen. Was tat nun Martje Floris? Sie nahm das Glas und sprach: „It gah uns wol up unse ole Dage!“ Und von der Zeit an trennt sich in Eiderstedt selten Gast und Wirt, ohne des Mädchens und ihres Trinkspruchs zu gedenken, und jeder versteht's, wenn es heißt: „Martje Floris Gesundheit.“

** Es gehe uns gut auf unsere alten Tage!*

Die Prinzessinnen im Tönninger Schloß

Das Tönninger Schloss wurde in den Jahren 1580 bis 1583 unter Herzog Adolf von Schleswig-Gottorf erbaut. Das 1735 vom dänischen König Friedrich VI. wieder abgerissene Schloss war der aufwendigste Schlossbau der schleswig-holsteinischen Westküste.

Als Tönning einmal von Feinden belagert war, haben die drei Töchter des Generals, der das alte Schloss bewohnte und die Stadt verteidigte, ein Gelübde getan und sich in den Keller verwünscht. Das Schloss ist nun längst abgetragen, aber die Keller sind noch da und von der Wasserseite sichtbar. Darin werden die verzauberten Prinzessinnen von einem großen Höllenhunde mit feurigen Augen bewacht.

Ein Matrose fasste einmal den Entschluss, sie zu befreien. Er ging zu einem Prediger, ließ sich das Abendmahl geben und über die ganze Sache genau unterrichten. Dann begab er sich, ausgerüstet mit einem guten Spruch, auf den Weg und kam bald an ein großes eisernes Tor, das sogleich aufsprang, sobald er nur seinen Spruch gesagt hatte. Als er nun hinein trat, saßen die drei weißen Jungfern da und lasen und zerpflückten Blumen und Kränze, in der Ecke aber lag der Höllenhund. Der Matrose sah, wie schön sie waren. Da fasste er Mut und fragte, wie er sie erlösen könne. Die Jüngste antwortete, dass er das Schwert, das an der Wand hänge, nehmen und damit dem Hunde den Kopf abschlagen müsse. Der Matrose nahm das Schwert herunter und erhub es schon zum Hiebe, da sah er seinen alten Vater vor ihm knien, und er hätte ihn unfehlbar getroffen. Voller Entsetzen aber warf er das Schwert weg und stürzte zur Tür hinaus, die mit ungeheurem Krachen zufiel. Er selbst aber starb nach drei Tagen.

Der Meermann Ekke Nekkepenn

Die Geschichten vom Meermann Meermann Ekke beruhen auf zwei unterschiedlichen Sagen, zwischen denen ursprünglich keine Verbindung bestand. Der erste Teil der Erzählung fußt auf einer Sage von einem Wassermann, während der zweite Teil („Inge von Rantum“) eine nordfriesische Variante des bekannten Rumpelstilzchen-Stoffes darstellt.

Es war einst ein Schiff, das segelte nach England. Unterwegs kam ein starker Sturm, dass die Schiffsleute ängstlich wurden und dachten, sie sollten zugrunde gehen. In der Nacht wurde das Steuerruder unklar. Sie sahen über Bord und wurden gewahr, dass ein großer Mann seinen Kopf aussteckte aus dem Wasser dicht bei dem Ruder. Sie fragten ihn, was er wolle. „Ich will den Schiffer sprechen“, antwortete er.

Die Schiffsleute riefen den Kapitän. Der Kapitän kam, sah auch über Bord und fragte den Mann: „Wer bist du? Was willst du?“

„Ich bin der Meermann, mein Weib verlangt, dass dein Weib kommt, um ihr zu helfen bei der Geburt.“

„Meine Frau schläft, sie kann nicht kommen“, antwortete der Schiffer.

„Sie muss kommen“, rief der Meermann, „sonst macht meine alte noch mehr Spektakel, noch ärgeren Sturm und Seegang und ihr geht allesamt zugrunde.“

„Ich will gleich kommen“, rief des Kapitäns Frau, die alles gehört hatte. „Man muss niemanden in Not lassen, dem man helfen kann.“

Sie sprang über Bord zu dem Meermann und ging mit ihm hinab zum Meeresgrunde. Der Sturm war vorbei, die See ward ruhig.

Unterdessen hatte der Schiffer große Sorge um seine Frau, aber es währte nicht lange, da hörte er so lieblich: „Heia, heia, hei!“ tief unten in der See singen, und die Wellen gingen so eben auf dem Wasser, als wenn die ganze See wie eine Wiege

geschaukelt würde. „Aha“, dachte er, „das Kind ist schon geboren, das ist gutgegangen.“

Es dauerte keine Stunde, da kam die Frau des Schiffers wieder auf aus der See und glücklich zurück an Bord. Sie war kaum einmal nass geworden, hatte die Schürze voll Gold und Silber und hatte viel zu erzählen. Das Meerweib hatte ein Kleines bekommen, ein Ding, das wir auf Sylt ein Seekalb nennen, aber die Meerfrau meinte, es wäre so schön wie ein Engel. Der Meermann war so froh geworden, dass er der Frau des Schiffers so viel Gold und Silber verehrt hatte, als sie tragen konnte.

Der Schiffer hatte nun guten Wind, machte seine Reise schnell ab und segelte mit seinem Weibe und mit seinem Gelde wieder heim nach Sylt. Allein, wenn er später wieder ausfuhr zur See, dann ließ er allezeit sein Weib zu Hause bleiben in Rantum, wo sie wohnten.

Ekke Nekkepenn und Inge von Rantum

Die Geschichten vom Meermann Ekke Nekkepenn beruhen auf zwei unterschiedlichen Sagen, zwischen denen ursprünglich keine Verbindung bestand. Der erste Teil der Erzählung fußt auf einer Sage von einem Wassermann, während der zweite Teil („Inge von Rantum“) eine nordfriesische Variante des bekannten Rumpelstilzchen-Stoffes darstellt.

Viele Jahre nachher, als das Meerweib so alt und faltig wurde, dachte der Meermann noch oft an des Schiffers schöne und mitleidige Frau. Er beschloss, sein altes Hauskreuz zu verlassen, den Schiffer mit einem Sturm zu überfallen und zu ersäufen und dann die schöne Witwe zu freien. Aber es fiel ihm nicht ein, dass die Frau des Schiffers inzwischen auch alt geworden war.

Einst sah er das Rantumer Schiff wieder über die See kommen. Da dachte er: nun ist es meine Zeit. Er sagte zu seinem Weibe: „Ich will hin, um Heringe zu fischen. Du musst Salz mahlen zu einer Heringslauge, bis ich wiederkomme.“ Denn er wusste, dass sie dann einen gräulichen Lärm machte in ihrem Hause am Meeresgrund. Von dem Salzmahlen der Meeresfrau soll die ganze See zuletzt salzig geworden sein. Als der Sylter Schiffer in die Nähe kam, war dort ein solcher Mahlstrom in dem Wasser, dass er mit seinem Schiff mit Mann und Maus versank.

Unterdessen schwamm der Meermann nach Sylt und ging ans Land auf Hörnum. Er spazierte längs dem Strande und dachte an das Weib des Schiffers. Gegen Abend kam ihm ein Mädchen entgegen beim Küssetal. Er meinte, es wäre die Frau des Schiffers, aber es war sein Tochter, die ihrer Mutter sehr ähnlich war. Der Meermann hatte sich ganz und gar verwandelt. Er hatte sich angetakelt wie ein Sylter Seefahrer, aber gebärdete sich wie ein Nachtschwärmer und begann, zu dem Mädchen miteins zu freien.

Sie wurde verlegen und bange vor ihm, aber er setzte ihr einen goldenen Ring über jeden Finger, band ihr eine goldene Kette um den Hals und sagte: „Nun habe ich dich gebunden, nun bist du meine Braut.“ Sie weinte und bat ihn, er solle sie gehen lassen, aber sie gab ihm seine goldenen Ringe und

seine Kette nicht zurück. Er sprach zu ihr:

„Ich mag dich, muss dich haben!
Magst du mich, sollst mich kriegen.
Willst du nicht, kriegst mich doch.
Mittwoch haben wir Gelag,
Doch kannst du sagen, wie ich heiß,
Dann bist du frei und meiner los!“

Darauf ließ er die Jungfrau gehen. Sie gelobte ihm, sie wolle ihm den folgenden Abend Bescheid tun, aber sie dachte, ich bekomme wohl irgendwo zu wissen, wie der Freier heißt. Doch überall, wo sie fragte, kannte man ihn nicht.

Sie ging am folgenden Abend wieder am Strande und weinte. In Gedanken ging sie immer weiter, bis sie nach dem Törnhörn auf Hörnum kam. Da kam es ihr vor, als wenn sie in dem Berge jemand singen hörte. Sie blieb stehen und horchte. Da hörte sie deutlich ihres Freiers Stimme. Er sang:

„Heute soll ich brauen,
Morgen soll ich backen,
Übermorgen will ich Hochzeit machen.
Ich heiße Ekke Nekkepenn;
Meine Braut ist Inge von Rantum,
Und das weiß niemand als ich allein!“

Als sie das hörte, da wurde sie froh. Sie kehrte sogleich zurück zum Küssetal und erwartete ihren Freier dort. Es währte nicht lange, da kam er auch. Sie rief ihm zu: „Du heißt Ekke Nekkepenn, und ich bleibe Inge von Rantum.“ Dann lief sie schnell nach Hause mit ihrer goldenen Kette und ihren goldenen Ringen, und er war genarrt.

Seit der Zeit war der Meermann böse auf alle Rantumer. Er machte ihnen Schabernac und Unglück, wo er nur konnte. Er überfiel ihre Schiffe und Seeleute mit Sturm und jagte sie in den Grund zu seinem alten Weibe, welches sie fing in ihren Netzen. Er zerstörte zuletzt der Rantumer Land und Häuser ganz und gar durch Sand und Flut, wie solches noch auf Hörnum zu sehen ist.



HofRasenmeer

✓ Viel fruchtbares Land hat die Nordsee den Menschen entrissen. Aber die Bewohner ihrer Küste sind ein hartes Geschlecht. Sie sagten den Fluten den Kampf an und umgaben ihre fruchtbaren Niederungen, die Marschen, zum Schutz mit hohen Deichen.

Draußen, jenseits der Deiche, dehnt sich das Wattenmeer aus – der Teil des Meeres, von dem es sich bei Ebbe jedes Mal zurückzieht. Denn die Nordsee wird ebenso wie die großen Weltmeere von den Gezeiten beherrscht, die das Wasser etwa alle sechs Stunden steigen und alle sechs Stunden wieder fallen lassen. Und die Menschen stoßen mit ihren Deichen auch in dieses Wattenmeer vor und ringen ihm ein Stück verloren gegangenen Landes nach dem anderen wieder ab.

So wollten auch die Budjadinger ihren Bodenbesitz erweitern und das zurückgewinnen, was ihre Vorfahren durch einen Deichbruch eingebüßt hatten. Also fuhren sie zur Zeit der Ebbe über den weichen Boden des Watts und begangen einen neuen Deich aufzuschütten; aber durch einen Priel – eine tiefe, sich stets neu bildende Rinne – strömte ununterbrochen das Wasser der Nordsee ein und zerstörte jedes Mal wieder, was sie in mühevoller Arbeit geschaffen hatten.

Da wollten sie schon mutlos werden und ihr Vorhaben aufgeben. Umsonst spornte der die Arbeiten beaufsichtigende Deichgraf die Männer an. Nichts anderes konnte hier helfen, als mit Steinen und Soden den Priel zu verstopfen – aber wer hatte so viel Mut, mit dem schon beladenen schweren Wagen über den nachgiebigen Grund bis zu der gefährdeten Stelle vorzustößen?

Mußte er doch fürchten, zu versinken und mitsamt dem Gespann ein nasses Grab zu finden!

Als der Deichgraf fragte, wer es als erster wagen wollte, erhielt er keine Antwort. „Nun soll dem der es tut“, rief er da laut, „das Land, das wir eindeichen, zu freiem Eigentum gehören!“ Und erwartungsvoll sah er von einem zum anderen. Aber die Bauern dachten an Weib und Kind und senkten den Blick, und keiner wollte sein Leben in die Schanze schlagen.

Nur einer horchte auf bei diesen Worten. Das war ein höriger Knecht, der jahraus, jahrein um Kost und Gewand auf eines reichen Bauern Hof diente und nicht daran denken konnte, die Tochter seines Herrn die er liebte zu seiner Frau zu machen. Aber auch das Mädchen war dem jungen Menschen heimlich gut; nur wagten sie es beide nicht, mit dem Bauern darüber zu sprechen, weil sie wohl wussten, dass er seine Tochter nie und nimmer einem Hörigen zur Ehe geben würde.

In der betretenen Stille, die auf des Deichgrafen Worte folgte, suchten die Augen des Burschen die des Mädchens, das nicht weit von ihm stand. Und als ihre Blicke sich kreuzten, nickte sie ihm zu. Da griff er, ohne ein Wort zu verlieren, nach den Zügeln der Pferde und sprang in den Wagen. Und im nächsten Augenblick saß auch das Mädchen neben ihm, und die Pferde, kaum dass sie den Ruck der Zügel spürten, stürmten los, denn es waren kräftige, feurige Tiere. So jagten sie dahin über den schwankenden Grund. Aller Augen folgten ihnen. Tiefer und tiefer sank der Wagen ein, immer langsamer wurde die Fahrt, und die Rosse keuchten und schnaubten.

Aber der Bursche ließ nicht nach. Er sprang ab, nahm die Pferde am Halfter, und so kam der Wagen, manchmal schon bis zu den Achsen im zähen Schlamm steckend, bis zu der gefährdeten Stelle.

Nun fasste auch das Mädchen mit zu, und gemeinsam gelang es ihnen alles, was sie auf dem Wagen hatten in den Priel zu packen. Und als sie auf dem Leeren Wagen saßen, der nun schnell und leicht über das Watt zurückfuhr, konnten sie zwar kein Wort finden, aber ihre Hände hielten sich gefasst und ihre Augen leuchteten.

Da warteten die Bauern die Rückkehr der mutigen jungen Menschen gar nicht erst ab. Als wollte es jeder dem andern zuvortun, eilten sie, ihre Fuhren über das Watt zu bringen, und im Verlauf einer Stunde war der Priel fest zugeschüttet, und der Deich konnte gebaut werden.

Der Deichgraf aber hielt Wort. Als der Bursche vom Wagen sprang, trat er auf ihn zu, schlug ihm mit der Hand auf die Schulter und sagte: „Das ist der letzte Schlag einem hörigen Knecht! Dein sei das Lands, das wir heute gewinnen! Bau dir einen Hof, wir alle werden dir dabei helfen, und sei frei wie die übrigen Bauern, die am Deiche wohnen!“

Auch sein bisheriger Herr hatte nichts dagegen, den tüchtigen Burschen, den er als Knecht verlor, als Eidam zu gewinnen, und so ließ denn die Hochzeit nicht lange auf sich warten. Den Hof aber, den sich die jungen Leute auf dem eingedeichten Land errichtetet, nannte man „Zu den rasenden Mähren“. Und obgleich viele hundert Jahre seitdem vergangen sind, trägt er im Anklang daran noch jetzt den Namen „Rasenmeer“, den allerdings, wenn die Geschichte seiner Entstehung nicht überliefert wäre, heute wohl niemand zu deuten wüsste.



Spatenrecht

Das Spatenrecht

ist ein Begriff aus dem Deichrecht. Konnte der Besitzer eines zur Deichlast verpflichteten Grundstücks seinen Pflichten zum Unterhalt des Deiches nicht mehr nachkommen, konnte er, nach dem Grundsatz „Keen nich will dieken de mutt wieken“ (Wer nicht will dieken, der muss weichen), sein Grundstück aufgeben und für herrenlos erklären. Er tat dies, indem er einen Spaten in den Deich steckte. Wer den Spaten hinauszog, erwarb damit das Grundstück, aber auch die mit diesem verbundenen Lasten

Seit die Friesen an der Küste der Nordsee wohnen, führen sie einen unablässigen Kampf mit dem Meer, das mit seinen Fluten ihre Dörfer überschwemmt und ein Stück Land nach dem anderen in seine Tiefe reißt. Eines nur kann helfen: Deiche zu bauen, die fest genug sind, auch der wildesten Sturmflut zu trotzen. Hart und mühselig ist diese Arbeit. Aber gar manche Fläche fruchtbaren Bodens wurde auf diese Weise der Nordsee wieder abgerungen. Indem Schutz ihrer Deiche bauten die Friesen ihre Höfe, bearbeiteten sie ihre Felder. Und jeder Bauer hatte einen bestimmten Teil des Deiches in Ordnung zu halten.

Alljährlich aber, ehe die Winterstürme einsetzten, gingen die Männer des Dorfes unter der Anführung des von ihnen gewählten Deichgrafen hinaus und überprüften die Deiche. Fanden sie Schäden, so musste der sie ausbessern, zu dessen Hof der Deich gehörte. Und es war ein altes ungeschriebenes Gesetz, dass, wer diese Arbeit zu tun sich weigerte, zum Zeichen dessen seinen Spaten in die Erde des Deiches stoßen musste- und wer ihn herauszog und die Arbeit verrichtete, dessen wurden das Land und er Hof, die zum Deiche gehörten.

Nun lebte vorzeiten in einem friesischen Dorf ein Bauer mit Namen Edo Boling. Er besaß einen stattlichen Hof und viel fruchtbares Marschland, war aber bekannt als ein Dickschädel ohnegleichen, der sich von keinem Menschen in seine Angelegenheiten hineinreden ließ.

Als nun der Tag der Besichtigung kam und die Männer die Deiche abschritten, fanden sie, dass Edo Bohlings Deich

dringend ausgebessert werden müsse. Aber Edo weigerte sich. „Der hält noch lange!“ sagte er. „Und so schlimm sind die Fluten in den letzten Jahren ja auch nicht gewesen!“

„Darauf wollen wir uns lieber nicht verlassen!“ hielt ihm der Deichgraf ernsthaft entgegen, und alle Deichgeschworenen stellten sich auf seine Seite.

Doch je mehr man den alten Edo zu überzeugen versuchte und ihm im guten zuredete, desto starrköpfiger wurde er, bis schließlich dem Deichgrafen die Geduld riss und er ihn zornig anschrie: „Wenn du nicht willst, so stoß deinen Spaten in die Erde!“

Das ließ sich Edo nicht zweimal sagen. Mit aller Kraft stieß er den Spaten so tief in den Deich hinein, dass das ganze Grabescheit darin steckte und nur noch der Schaft herausragte. Dann sah er sich mit blitzenden Augen im Kreise um und rief: „Wer von euch wagt es, mich um das Meine zu bringen?“

Jeder im Dorf kannte den alten Edo, kannte seine Streitsucht, seinen Jähzorn. Kannte auch seine vier starken Söhne, die dem Vater nachgeartet waren an Trotz und Hartköpfigkeit. Und keiner wollte es mit ihm zu tun bekommen. So blieb der Spaten im Deiche stecken. Sein Blatt rostete, sein Schaft wurde grau.

Bis die Flut kam! Ihn aus der Erde riss! Und sich Hof und Land des alten Edo dazuholte! Nach Spatenrecht!

Die Sage vom Jadebusen

Wo sich heute tief in oldenburgisches Gebiet hinein der Jadebusen erstreckt, ist noch vor fünfhundert Jahren fruchtbares Marschland gewesen. Die Bauern saßen auf stattlichen Höfen und wurden von Jahr zu Jahr reicher, denn Missernten kannte sie nicht. Aber je mehr Wohlstand wuchs, um so habgieriger wurden sie, so dass die, die kein Land besaßen, immer mehr in Not gerieten. Daher kam es, dass viele alte und kranke Leute gezwungen waren, betteln zu gehen.

Eines Tages wurde auf einem der großen Bauerbhöfe Brot gebacken. Eben zog eine Magd mit dem Schieber einen goldbraunen Laib nach dem andern aus dem Ofen, und der Duft der Brote verbreitete sich vom Backhaus über den ganzen Hof. Da schlug der Hund an, und er zerrte wie toll an der Kette. Als die Magd sich umwandte, sah sie einen alten und kränklich aussehenden zerlumpten Mann durch das Hoftor hereinhumpeln, und er kam sogleich näher, streckte seine Hand aus und bat um ein Stück Brot- er habe seit zwei Tagen keinen Bissen mehr gegessen.

Die Magd empfand Mitleid mit ihm und sie wollte ihm den kleinen Laib, den sie aus den zusammen gescharzten Teigresten geformt und mit den großen Broten mitgebacken hatten, in seinen Bettelsack stecken. Da riss ihr die Bäuerin, die daneben stand, die Gabe aus der Hand und schrie sie an: „Bist du von Sinnen? Willst du all das Bettelpack, das durchs Land streift, weil es zur Arbeit zu faul ist auf unsern Hof ziehen? Eher wollt ich, dass alle unsere Brote zu Stein würden, als dass ich Tagediebe damit füttere!“

Kaum war das ausgesprochen, als auch schon der Brotschieber, mit dem die Magd eben wieder einen Laib aus dem Ofen zog, schwerer und schwerer wurde. Zu Tode erschrocken, ließ sie das Brot, das darauf lag, fallen – es klang wie wenn ein Stein aufschlägt. Und wie die Bäuerin bestürzt nach den andern Broten griff, da merkte sie, dass sie alle zu Stein geworden waren.

Nicht lange darauf ereignete sich ähnliches auf einem anderen Hof. Es war Sommer, und eine drückende Schwüle lag über dem Land. Wieder trat ein Bettler in einen Bauernhof, und er bat den Bauern, der eben beim Mittagessen saß und einen großen Humpen vor sich stehen hatte, um einen Schluck Bier, da er am Verschmachten sei. „Bier?“ der Bauer lachte höhnisch. „Wozu brauchst du Bier? Hat die Jade nicht Wasser genug? Wenn das Vieh daran seinen Durst stillen kann, wird es auch für dich und deinesgleichen nicht zu schlecht sein!“

Wortlos verließ der Bettler den Hof. Als der Bauer aber kurz nach diesen herzlosen Worten einen Schluck aus dem Humpen tat, spuckte er ihn sofort wieder aus, und ein Schauder schüttelte ihn. Denn das Bier war zu Blut geworden.

Diese Zeichen hätten den Reichen zur Warnung dienen können. Doch achteten sie ihrer nicht. Nach wie vor lebten sie in den Tag hinein: freuten sich, dass ihre Herden immer größer wurden, denn auf den fetten Marschwiesen gedieh das Gras so herrlich, dass man es schier mit den Augen wachsen sehen konnte; freuten sich, dass die Felder Korn und Hafer und Rüben in Hülle und Fülle trugen und die Scheunen die Mengen kaum fassen konnten. Ja, so übermütig wurden sie von all diesem Segen, dass sie ihre Pferde mit silbernen Hufeisen beschlagen ließen und um ihre Wagenräder goldene Reifen legten. Aber ihre Stunden waren gezählt.

Denn in ihrem Übermut hatten sie ihre Deiche nicht mehr ordentlich instand gehalten, und der Reichste von ihnen allen, der ihr Deichvogt war, achtete nicht auf die Warnungen derer, die von vielen schadhafte Stellen zu berichten wussten. Er lachte bloß, wenn man ihn darauf aufmerksam machte, und sagte: „Und wenn die Löcher noch größer werden! Wenn's wirklich mal Not tut, stopfen wir sie mit unsern vollen Kornsäcken zu! Wir haben mehr als genug davon!“

Aber in einer Nacht stand ein Sturm auf, der die Fluten der Nordsee mit solcher Gewalt gegen die Deiche warf, dass sie an mehreren Stellen zugleich brachen. Die Menschen hörten die Wasser heran brausen, sprangen entsetzt aus den Betten und stiegen auf die Dächer ihrer Häuser. Doch vergeblich spähten sie nach Rettung aus – die Mauern unter ihnen barsten, und alles, Mensch und Vieh, fand in den Fluten den Tod.

So ist der Jadebusen entstanden. Selbst die Namen der untergegangenen Dörfer weiß heute niemand mehr. Nur die Fischer, die jetzt dort ihre Netze zum Fang auswerfen, erzählen einander immer noch von dem versunkenen Land und von seinen für ihre Habgier und Herzlosigkeit bestraften Bewohnern.



Der Fliegende Holländer

Die Geschichte

ist ein typisches Beispiel für sogenanntes Seemannsgarn, und die genauen Ursprünge der Legende sind daher nicht mehr feststellbar. Die ersten schriftlich dokumentierten Versionen stammen aus dem 18. Jahrhundert. Sicher ist jedoch, dass die Legende viel früher mündlich überliefert und dabei in unzählige Varianten abgewandelt wurde.

Die Sage wurde besonders im 19. Jahrhundert von zahlreichen Autoren als Stoff für Märchen und Erzählungen aufgegriffen und für Theater- und Opernbühnen adaptiert. Die bekannteste Fassung ist Richard Wagners Oper „Der Fliegende Holländer“, die 1843 in Dresden uraufgeführt wurde.

Auf der Suche nach dem Seeweg nach Indien, dem Wunderland der Gewürze und Edelsteine, das zu erreichen er soviel Mühe und Gefahren auf sich genommen hatte, war Kolumbus nicht ans ersehnte Ziel gekommen, sondern er hatte den bisher unbekannt gewesenen Erdteil Amerika entdeckt. Erst als es einem anderen kühnen Seefahrer, dem Portugiesen Diaz, gelang, Afrika zu umsegeln, war der Seeweg nach Indien gefunden.

Die Schifffahrt dorthin blieb jedoch nicht portugiesisches Vorrecht. Auch die Völker der Nordsee sandten ihre Schiffe auf die weite und gefährvolle Reise, denn groß waren die Reichtümer, die der Handel mit Ostindien den Kauffahrern einbrachte.

Im 17. Jahrhundert waren es vor allem die Holländer, die auf der Inselwelt des Indischen Ozeans ihre Niederlassungen gründeten und mit vielen Schiffen den Verkehr nach diesen fremden Ländern aufrechterhielten, um sich an ihren Schätzen zu bereichern.

Eine Fahrt von Amsterdam nach Java dauerte in jenen Zeiten wenigstens acht Monate. Denn die auf den Weltmeeren herrschenden Winde und Strömungen waren den Schiffen von damals noch nicht so bekannt, wie sie es heute sind, und ein vorsichtiger Steuermann ließ am liebsten die Segel einziehen, sobald der Abend kam.

Nun lebte zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts ein holländischer Schiffer, dem diese Art Seefahrt nicht behagte. Es war ein überaus kühner und unternehmender Mann und dabei von einer außergewöhnlichen Körperkraft.

Und er ließ seine Masten, damit sie auch den heftigsten Stürmen standhalten konnten, mit Eisen verstärken und fuhr so bei jedem Wind und jedem Wetter mit vollen Segeln, ob Tag war oder Nacht. Auch kannte er Strömungen und Winde besser als andere, und so kam es, dass er die Reise nach Indien und zurück für die man sonst weit mehr als ein Jahr benötigte, binnen acht Monaten bewältigte. Er konnte das aber nur, weil er überaus rücksichtslos war und von seiner Mannschaft Übermenschliches forderte. Wenn nicht alles nach seinen Wünschen ging, fluchte und tobte er wie unsinnig und verhängte die grausamsten Strafen, so dass kein Matrose die Fahrt mit ihm ein zweites mal machen wollte und es überall hieß, der Schiffer sei um Bunde mit dem Bösen.

Einst fuhr er wieder von Amsterdam aus, und er hatte eine gute und rasche Fahrt, bis er an das Kap der Guten Hoffnung kam. Dort aber erhob sich ein Sturm, wie selbst er noch keinen erlebt hatte. Das Schiff, das wie immer mit vollen Segeln fuhr, wurde von einer Seite zur andern geworfen und allen seinen Leuten schien der Untergang unvermeidlich. Sie beschworen ihn, die Segel zu reffen und in einer Bucht Schutz zu suchen. Er jedoch erklärte, er weiche nicht eine Handbreit von Wege ab. Da wollte ihn seine Mannschaft zum Nachgeben zwingen. Eine Meuterei brach aus, und die Beherzten gingen mit geballten Fäusten auf ihn los. Er jedoch packte den Vordersten an der Brust und stieß ihn ins Meer und kein zweiter wagte ihm zu nahen.

Kaum aber hatten die Wellen den Unglücklichen verschlungen, als sich eine unheimliche, schwarze Wolke auf das Schiff niederließ und alles mit einem Mal in tiefste Dunkelheit hüllte. Und plötzlich zerriss ein greller Blitz die Finsternis, und vor ihnen ragte ein steiler Berg aus dem Wasser.

„Das ist das Kap der Stürme!“ riefen die Matrosen verzweifelt. „Wir sind verloren!“ Da löste sich aus der Wolke eine unförmige, riesige Gestalt.

Eingesunken waren die Augen, fahl das Antlitz, die Haare voller Erde, und aus dem schwarzen Mund streckten sich, Hauern gleich, lange gelbe Zähne hervor. Dieser Dämon ging auf den Kapitän zu: „Willst du wohl umkehren?!“ rief er mit fürchterlicher Stimme. „Ich denke nicht daran“ trotzte der Holländer. „Und wenn ich bis zum Jüngsten Tag hier im Sturm kreuzen müsste, umkehren werde ich nicht!“

Und er griff nach seiner Pistole, zielte auf den Eindringling und schoss – aber die Kugel durchbohrte nur seine eigene Hand. „Verfluchter!“ schrie der Geist. „Gilt dir das Leben deiner Männer denn gar nichts? Doch es soll nicht ein einziger Mensch deinetwegen noch umkommen! Segle du immerhin über alle Meere, so lange es Ebbe und Flut gibt – aber allein!“

Und die Gestalt hüllte sich wieder in eine dunkle Wolke, die von einem Sturmwind ergriffen und landeinwärts getrieben wurde, und als die Finsternis schwand und der Kapitän sich umblickte, war die gesamte Mannschaft seines Schiffes verschwunden.

Man sagt, dass seit jener Zeit der Kapitän ruhelos auf allen Meeren kreuzt. Immer fährt er mit vollen Segeln im Sturm, niemals läuft er einen Hafen an.

Manche Schiffer behaupten, ihn gesehen zu haben und es heißt, eine Begegnung mit ihm verkündet kommendes Unwetter. Ja, der eine und andere Seefahrer erzählten sogar, dass der Unselige ganz nahe an ihn herangekommen sei, beigedreht und ihn gebeten habe, Briefe zu bestellen. Aber die Briefe seien alle an Leute gerichtet gewesen, die schon seit mehr als hundert Jahren tot waren. So ist sein Andenken bei den Schiffen der Nordsee bis heute nicht vergessen, Sie nennen ihn – den Fliegenden Holländer.

Das Fest auf dem Eis

Der Winter war streng. Schon seit Wochen hatte ein kalter Nordwind geweht, und das Wattenmeer war dick zugefroren von der Festlandküste bis hinüber zur Insel Nordstrand. Darüber freuten sich die Husumer, und als der Wind sich legte, beschloss der Rat der Stadt, auf dem Eis ein Fest zu veranstalten. Zelte wurden aufgeschlagen, Musikanten spielten frohe Weisen, die Jugend vergnügte sich auf Schlittschuhen, die Älteren ließen sich auf Stuhlschlitten fahren, Wein und Bier wurde ausgeschenkt, und die Lustbarkeit hatte die Bewohner der ganzen Stadt hinausgelockt.

Alle, bis auf einen einzigen: eine alte Frau, die krank und gebrechlich war und das Bett hüten musste. Trotzdem aber konnte sie wenigstens ihre Augen an all dem frohen Treiben weiden, denn ihre Hütte stand unmittelbar am Deich und sie hatte sich ihre Lagerstätte ans Fenster rücken lassen.

Tiefblau strahlte der Himmel, die Menschen genossen den stillen sonnigen, frostkalten Tag und selbst durch den rasch hereinbrechenden Abend ließen sie sich nicht vom Eis vertreiben, denn der eben aufgehende, fast volle Mond leuchtete ihnen hell.

Da erspähte die Alte, die von ihrem Fenster aus weit über die See sehen konnte, plötzlich am westlichen Himmelsrand ein zunächst ganz unscheinbares Wölkchen, das jedoch rasch über die Kimmung heraufstieg und dabei größer und größer wurde. Da sie eines Schiffers Witwe war und ihren Mann auf seinen weiten Fahrten oft begleitet hatte, kannte sie alle Zeichen von Wetter und Wind, und als die Wolke vor ihren Augen zusehends wuchs, wusste sie, dass mitten in die Windstille hinein binnen kurzer Zeit ein Sturm aufkommen und eine

schwere Flut über das Eis hereinbrechen müsse. Darum riss sie das Fenster auf und schrie in die Nacht hinaus – aber ihre Stimme war zu schwach, als dass man sie draußen in dem Jubel und Trubel hätte hören können. Verzweiflung packte sie. Nicht mehr lange, und die Flut musste kommen und um die Menschen drüben auf dem Eis war es geschehen – Husum würde eine entvölkerte Stadt sein!

Schon erhob sich die zusehends wachsende Wolke riesengroß am westlichen Himmel, schon zeigten sich die ersten Stöße des aufkommenden Windes, und in ganz kurzer Zeit würde der Sturm verheerend losbrechen. Da nahm die Alte ihre ganze Kraft zusammen, wälzte sich vom Lager, kroch auf Händen und Füßen zum Ofen, ergriff ein brennendes Scheit Holz und schleuderte es ins Stroh ihrer Bettstatt. Die stand im Nu in hellen Flammen, und während diese wie rasend um sich griffen, gelang es der Gebrechlichen mit Mühe und Not, sich zur Türe zu schieben, sie aufzustoßen und dem Feuer zu entkommen.

Sofort sahen sie auf dem Eis den Flammenschein, und „Feuer! Feuer!“ rief es von allen Seiten. Im Nu leerten sich die Zelte, die Schlittschuhläufer flogen dem Strande zu, die Schlitten setzten sich in Bewegung, denn wenn es nicht rasch genug gelang, den Brand zu löschen, konnte er um sich greifen und vielleicht gar die ganze Stadt einäschern!

Zwar verdunkelte die schwarze Wolkenwand den Mond, doch wie ein Leuchtturm zeigte das flammende Häuschen der Alten den Husumern den Weg zum Strande. Und kaum hatten die letzten den sicheren Boden betreten, da wälzte auch schon die Flut ihre Wogen über das Eis und riss alles, was zurückgeblieben war: Zelte und Wagen, Tonnen und Gerät, in ihre rauschenden Wirbel!

So war durch die Opfertat der alten Witwe das Leben ihrer Mitmenschen gerettet worden. Darum hielt man sie in hohen Ehren, und man ließ ihr alle Liebe zuteil werden, bis an ihr Ende.

Die Schlacht auf dem Tausendteufelsdamme

König Johann von Dänemark sprach zu dem Herzog, seinem Bruder: Was beginnen wir nur, dass wir das reiche freie Dithmarschenland an uns bringen? Da sprach der Herzog: Wir wollen einen Boten an die sächsische Garde senden, mit deren Beistand wollen wir wohl den Dithmarschen obsiegen. Und sendeten einen Boten auch in die Marsch und kündigten dem Volke an, dass der König drei feste Schlösser haben wolle im Lande, aber das wollten die Bauern mitnichten leiden.

Und der Bote ging zurück nach Rendsburg, allwo der König lagerte und ein mächtig großes Heer sammelte aus Jütland, aus Fünen, aus Holstein und aus deutschen Landen; Soldknechte eine ganze Schar vom Rhein, aus Franken und Sachsen, die hatten sich zusammengetan und nannten sich die sächsische Garde. Und da die Garde zu dem Königsheere stieß, da fragte sie: „Herr König, wo liegt denn das Dithmarschen? Liegt es im Himmel droben oder auf schlichter Erde?“ Da sprach der König: „Es ist nicht mit Kloben an den Himmel geschlossen, es liegt auf Erden.“ Darauf sprach wieder die Garde: „Herr König, wenn das Dithmarschenland nicht mit Kloben an den Himmel geschlossen ist, so soll es bald unser werden.“

Und da ließ der König die Fahnen fliegen und die Trommeln schlagen und zog mit dem Heere von zwölftausend Mann auf das tiefe Land zu. Zuerst zog das Heer nach Windbergen, da lag es eine kleine Weile und rastete, hernach zog es weiter nach Meldorf zu und trieb allerlei Übermut und Grausamkeit. Sie steckten des Königs Banner hoch vom Turme aus und hingen ihre Schilde über die Mauer, alles den Dithmar-

schen zum Hohne. Die hatten nur eine kleine Schar von tausend Streitern und wichen zurück bis an die Hemmings-tedter Brücke. Da war noch ein Wall aus der alten Sassenzeit und tiefe Graben, und die Graben waren schlammig und voll Wasser. Da machten die Dithmarschen in der Nacht ein Bollwerk, stopften die Lücken des alten Erdwalles mit Moos und Schlamm und Binsen, machten ein Pfahlwerk und erwarteten den Feind.

Der kam im Frühstrahl herangezogen, voll Kampfesmut, und die Dithmarschen warfen ihnen einen Steinhagel entgegen. Die Feinde aber suchten in Eile den Graben zu überbrücken, sie banden Speere zusammen, und darauf warfen sie querüber wieder Speerbündel, und nun hinüber, aber rücklings wurden sie niedergestürzt und niedergeschmettert. Viele wollten im Sprung die Höhe des Walles gewinnen und schwangen sich am Schaft der Lanzen hoch empor, aber sie sprangen zu kurz, und wem ja der Sprung gelang, den empfing in Kolbenstreichen auf dem Wall der sichere Tod. Da leuchtete mancher alte Morgenstern vom Bornhöveder Schlachttage wieder hell, und manche verrostete Klinge von damals schiff sich heute wieder blank an Feindes Helm und Panzer.

Aber siehe, plötzlich entstand ein Angst- und Schreckensruf im Kampfhaufen der Dithmarschen: Umgangen! Weh! Wir sind umgangen! Im Rücken heran zog Feindesgewimmel, das an anderer Stelle den Wall überklettert hatte, und es drohte nun der sichere Tod.

Da trat plötzlich allen unversehens eine Dithmarschenjungfrau vor, die schwang hoch in der Hand eine Fahne mit dem Bilde des Heilandes und rief laut zur Mutter Gottes: „Hilf uns, Maria, Gebenedeite, so gelobe ich dir ewige Keuschheit!“ Und: „Mir nach“, rief sie, „drauf!“, und stürmte mit der Fahne und einem Schwert und fliegenden Haares geradezu gegen den Feind.

Da entstand ein hartes und fürchterliches Schlagen, und lange stand der Kampf, aber die Übermacht der Feinde war allzu groß.

Da aber hatte Gott ein Erbarmen und sandte die Flut. Die wälzte sich heran, krachte an die Schleuse, brach die Schleuse, überströmte die Felder von Hemmingstedt, und wie die Bauern die Wogen daherbrausen sahen, da jauchzten sie in erneuter Kampflust, nahmen wieder hinterm Tausendteufelsdamme festen Stand, wo sie sicher vor der Flut waren, und schlugen auf den Feind los, den rings die Wogen bedrängten. Da war ein Gadenführer, sie nannten ihn den langen Jürgen, der hatte Herz im Leibe und spornte seinen Hengst, und sprengte glücklich auf den Wall, und rief: „Wer wagt es mit mir, der komme heran!“ Und da war ein Bauer, der hieß der Reimer von Wiemerstede, der sprang vor, schlug mit seiner Mordaxt des Junker Jürgen Speer zur Seite und hieb mit derselben Axt in den Panzer des Junker ein, die saß so fest, dass er sie nicht wieder herausziehen konnte. Da riss der Reimer den Jürgen am Axtstiel nieder, trat auf das Eisen und trat es dem Junker fünf Zoll tief in den Leib hinein. Und von den andern Feinden blieben zahllose Tote in dieser wilden Schlacht, außer denen, die von den Wogen verschlungen wurden, es blieben da fünf von dem Geschlechte derer von Rantzau, von Ahlefeld sieben, von Wackerbarth vierzehn, der König entfloh zu Schiffe. Lange sind noch Lieder von dieser Schlacht auf die sächsische Garde, von Jürgen Slens, von der kühnen Maid und dem Reimer von Wiemerstede im Dithmarschenlande gesungen worden.



Die Wogemänner

Die Wogemänner hatten sich an der Westerhever eine große Burg gebaut, die hieß die Wogemannsburg. Sie hatten kleine und große Schiffe und raubten damit binnen und außer Landes, und hatten sie ganze Westerhever wüste gemacht. Das Gut führten sie alles auf die Burg und nahmen die schönsten Mädchen mit Gewalt mit hinauf und behielten sie da und gaben sie ihren Knechten. So hatten sie schon vierzehn ehrliche Bauerntöchter genommen und das ganze Land betrübte sich sehr darüber. Da versammelte Staller Owe Hering aus den Landen Ewerschop und Utholm das Volk am Margarethen-Tage und zog zu Schiffe und zu Fuß vor die Burg. Eine Jungfrau, die sie zuletzt hinaufgeholt hatten, hatte sich mit so schlaunen Worten verteidigt, dass sie noch Jungfrau geblieben war; denn sie hielt sich so tapfer, als ob sie im Harnisch von der Burg stürzen wollte. Als nun die Lande mächtig und kühn davor zogen und stürmten, und die auf der Burg in großer Wehre stunden, schlich sie zu der Brücke und ehe sie davon wussten, ließ sie die Brücke fallen und sprang damit hinunter und hielt sie also lange mit wehrender Hand, dass die Lande hinaufdrängten und die Burg gewannen, was sonst ihnen nimmer gelungen wäre. Da hielt Staller Owe Hering ein Ding vor der Brücke mit den zween Landen und der zween Lande Rathleute über alles Volk, das man in der Burg gefangen hatte. Und es geschah ihnen, wie nach dem Rechte Räubern und Jungfrauenschändern geschieht. Alle Frauen und alles Gut, das auf der Burg war, nahmen sie und zerstörten dieselbige. Etliche Frauen versenkten sie ins Wasser; allem Mannsvolk aber schlug man die Köpfe ab und warf die Leichen in die See; es waren ihrer sechzig, ohne ihre Frauen.

Nach dem **Untergang der Insel Rungholt** bei der „großen Manndränke“ im Januar 1362 taten sich viele der heimlos gewordenen Fischer und Bauern zusammen, um gemeinsam ihren Lebensunterhalt zu bestreiten.

Die Angst und Schrecken verbreitenden sogenannten Wogemänner taten dies durch Raubzüge und Überfälle auf kleine Gehöfte und durch die Enterung kleiner Handelsschiffe, um sich auf diese Art und Weise wiederzuholen, was ihnen der Blanke Hans zuvor genommen hatte. Hierzu ließen sie sich im Ort Westerhever nieder und errichteten an einer schwer zugänglichen Stelle eine Trutzburg, die Wogemannsburg

Die Frauen aber, die sie geraubt hatten, standen dabei und sahen wie ihr Leid gerochen ward.

Aus den Baumaterialien der Burg erbaute man die Kirche und das Pastorat zu Westerhever, die jetzt auf dem Burgplatze stehen.

nach Theodor Storm

Die Wogemänner



Das Wunderkorn von Stavoren

D

ie Stadt Stavoren in Friesland war durch die Blüte ihres Handels zu so großem Reichtum gekommen, dass ihre Bewohner vor lauter Übermut nicht wussten, was sie taten. Sie ließen ihre Hausflure, Lehnwände und Türen mit purem Golde beschlagen, um den Holländern zu trotzen, weil diese den Aufschwung der Stadt nur mit scheelen Blicken ansahen, und trieben es so arg, dass man sie allgemein nicht anders nannte, als die verwöhnten Kinder von Stavoren. Selbst eigene Gesetze hatten sie sich gemacht und sogar das Recht von Galgen und Schwert sich zugelegt.

Zu dieser Zeit war das Korn in Stavoren einmal sehr hoch im Preise und eine reiche Witwe in der Stadt ließ, um Vorteil daraus zu ziehen, ein Schiff ausrüsten, welches aus Danzig eine ganze Ladung von Korn holen sollte. Während der Zeit aber, in der das Schiff auf der Reise sich befand, sanken die Getreidepreise plötzlich, und als es zurückkam, standen sie so tief, dass die Witwe sich genötigt sah, das Korn mit Schaden zu verkaufen, wenn sie Geld daraus lösen wollte. Darüber erzürnte die unfrome Frau höflich und schwur, eher die ganze Ladung zu verlieren; sie gebot dem Schiffer, alles ins Wasser zu werfen.

Dies war nicht sobald geschehen, als sich vor der Stadt und gerade an der Stelle, wo das Korn hineingeschüttet worden war, eine Sanddüne erhob, welche den Schiffen den Zugang zur Stadt wehrte, so dass Stavoren in kurzer Zeit von dem Glanze seines Reichtums in tiefe Armut versank. Als Wahrzeichen von der sündlichen Tat der Witwe wächst auf der Düne noch jedes Jahr eine eigenartige Pflanze, Wunderkorn genannt, welche dem wirklichen Korn in allem ähnlich sieht, nur ist ihre Ähre taub und ohne Frucht.

Die friesische Stadt

Stavoren war einst reich und berühmt für ihre Kaufleute und Kapitäne. Über die Nord- und Ostsee brachten sie ihre Schätze nach Hause und erwarben große Macht, bis die Ströme ihren Lauf veränderten und anderen Städten Reichtum brachten. Stavorens Ruhm verblasste und mit dem Wohlstand ging auch der Stolz dahin.

Die Rote Jacke

Als es einst auf der Insel Römö Mode geworden war, rote Jacken zu tragen, hatte Paul Moders, ein armer Robbenfänger und Transchlucker, das Geld nicht, sich eine zu kaufen. Und wenn man ihn mit seiner abgeschafften grauen Joppe, die er sommers wie winters trug, hänselte, so zuckte er nur verächtlich die Mundwinkel: „Ihr mit euren roten Jacken! Ich könnte auch eine haben, aber sie gefallen mir nicht!“

Nun hatten sich die Leute auf Römö für sämtliche Dörfer nur eine einzige Kirche bauen können, die begreiflicherweise genau in der Mitte der Insel stehen sollte, und die Erbauer meinten es auch ganz richtig getroffen zu haben. Aber als man eines Tages nachmaß fand man heraus, dass sie zwei Ellen zu weit nach Norden stand.

Da war guter Rat teuer, denn die Leute von den südlichen Dörfern fühlten sich benachteiligt, und gar leicht hätte daraus ein großer Streit entbrennen können.

Die Römöer beriefen deshalb ein Thing, auf dem lange und heftig hin und her geredet wurde. Doch sie konnten zu keinem Ergebnis kommen, bis Paul Moders aufstand und sagte: „Ich weiß nicht, warum ihr euch so ereifert, die Sache ist doch ganz einfach. Wenn einige wenige Menschen imstande waren, unsere Kirche zu erbauen, dann kann es uns gemeinsam doch nicht schwerfallen, sie ein wenig von der Stelle zu rücken! Wenn wir uns also alle zusammen gegen die Nordwand stemmen, so wird die Kirche in kürzester Zeit zwei Ellen nach Süden gedrückt sein.“ — „Und wie soll man verhindern, dass sie dabei nicht etwa zu weit nach Süden zu stehen kommt?“ fragten da die Leute aus den nördlichen Dörfern.

Denn sie fürchteten, nun ihrerseits in Nachteil zu geraten. „Oh, nichts leichter als das!“ antwortete der listige Robbenfänger. „Messt die zwei Ellen genau aus und legt an die Stelle, bis zu der die Kirche verschoben werden soll, eine rote Jacke!“

Das tat man denn auch, und dann ging es los. Mit allen ihren Kräften stemmten sich die Männer der Insel gegen die Kirche und drückten und schoben, dass ihnen der Schweiß auf die Stirnen trat.

Nach einer Weile sagte Paul Moders: „So, nun will ich mal nachsehen, wie weit wir gekommen sind“, und er lief um die Ecke. Bald kam er auch schon wieder zurück und rief: „Halt! Es ist genug! Die rote Jacke ist nicht mehr zu sehen!“

Als Paul Moders am nächsten Sonntag in die Kirche ging, trug er eine rote Jacke.

„Nanu“, sagten die Leute, „wir dachten, die gefielen dir nicht?“ „Ach“, meinte er, „ihr habt schon recht, zuerst mochte ich sie gar nicht leiden..., aber da ich sie so oft an euch sah, hab ich mich eben daran gewöhnt!“



Quellenverzeichnis

Der Rote Haubarg

- ☛ Rolf Kuschert (1993): Der Rote Haubarg.
Husum Druck- und Verlagsgesellschaft.

*Die Strafe (leicht verändert); Die niedrigen Türen; Am Mond vorbei;
Die Rungholtsage; Benno Butendiek*

- ☛ Georg Quedens (1969): Die Halligen, Nordstrand und Pellworm
erzählen. Verlag Hansen & Hansen, Münsterdorf

*Ekke Nekkepenn; Hof Rasenmeer; Von den Römern und den Büsu-
mern; Spatenrecht; Die Sage vom Jadebusen; Der Fliegende Hollän-
der; Das Fest auf dem Eis*

- ☛ Elisabeth Hering (1974): Sagen von der Nordsee.
Boje-Verlag, Stuttgart.

*Der erste „Pharisäer“; Trutz, Blanke Hans; Wie der Grütztopf in das
friesische Wappen kam; Der Halligmatrose; Das Licht der treuen
Schwester*

- ☛ Günter Schirrmacher (2002): Hallig Hooge. Breklumer Verlag.

Wie die Nordsee entstanden ist

- ☛ Aktionskonferenz Nordsee (Hrsg.: 1992): Unterrichtsmateriali-
en Wattenmeer und Nordsee.
Verlag Die Werkstatt/AOL-Verlag

Die Schlacht auf dem Tausendteufelsdamme

- ☛ Ludwig Bechstein (1853): Deutsches Sagenbuch. Leipzig

Martje Floris; die Prinzessin vom Tönninger Schloss

- ☛ Projekt Gutenberg-DE

Das Wunderkorn von Stavoren

- ☛ www.sagen.at

Zusammengetragen und herausgegeben von der
International Wadden Sea School im Frühjahr 2009

International Wadden Sea School

Hafenstraße 3
D-25813 Husum

+49 (0) 4841 668545

+49 (0) 4841 668539

info@iwss.org

www.iwss.org

